

Herr von Plener wirft der Opposition ... sie zu wenig sachliche Kritik über. Der Fehler liegt an der Regierung. Die Regierung thut nichts, deswegen hat die Opposition kein richtiges Object der Kritik. Wünscht die Regierung mehr sachliche Kritik, so möge sie nur freudwillig auch irgend etwas leisten, das kritisiert werden könnte. Für das Nichts, das diese Regierung leistet, ist das Maß sachlicher Kritik auf Seite der Opposition ohnehin erstaunlich groß. Die Regierung setze nur einmal das Budget auf die Tagesordnung des Abgeordnetenhauses oder sie lasse die Opposition in die Sitzungen des Wahlreform-Subcomités eindringen oder sie bringe die Immunitäts- und Pressebeschränkungs-Beschwerden zur Verhandlung ... und die mit der Lebenskraft dieser Regierung verträgliche Maximal-Dosis von sachlicher Kritik wird bald überschritten sein.

Seine „Wandlung“ datiert Herr v. Plener seit dem Jahre 1890. Damals herrschte noch Graf Taaffe, und die Linke drängte seither unermüdlich den gewissen Ministerpräsidenten, dass er den Herrn v. Plener in sein Ministerium aufnehme, indem sie auf Herrn v. Pleners „Wandlung“ hinwies. Graf Taaffe weigerte sich aber dessen beharrlich, weil er misstrauisch den gewandelten Plener für einen freisinnigen Woll im jahmü Schafspelz hielt. Graf Taaffe war in einem verhängnisvollen Irrthum. Jetzt stellt sich, nach den eigenen Geständnissen der schönen Seele, heraus, dass Herr v. Plener im Gegentheil schon damals nur ein zahmes Schaf im liberalen Wollspelz war.

Früher gestand Herr v. Plener seine Wandlungen nicht zu, sondern hielt an der Fiction seiner Unwandelbarkeit fest. Jetzt gesteht er seine Wandelbarkeit zu, ja er rühmt sich ihrer sogar. Das ist die neueste Wandlung, die vom 28. März datiert.

Mit den Wandlungen des Herrn v. Plener kann der Staatsanwalt nicht mehr Schritt halten. Erst vor wenigen Wochen conficierte der Staatsanwalt eine Notiz der „Zeit“, in welcher dem Herrn v. Plener seine Wandlungen vorgehalten wurden. Begründung: Dadurch wird der Minister verächtlicher Eigenschaften geziehen, § 300 St. G. Jetzt erzählt Herr v. Plener selbst, dass er seine Einstellung gewechselt habe. Consequent sollte der Staatsanwalt Herrn v. Plener ipsissimum wegen Anreizung zu Haß und Verachtung gegen einzelne Organe der Regierung (§ 300 St. G.), nämlich gegen sich selbst, anklagen.

Herrn v. Plener stehen, wenn er lange Minister bleiben will, noch mancherlei Wandlungen bevor. Er sollte deswegen im nächsten Cabinet Minister für Handel und Wandel werden.

Wollswirtschaftliches.

Geld ist an der Börse wiederum so theuer, wie in den Zeiten vor der Panik. Die Banken sind genöthigt, Reportheinständungen zu machen, da sie große Vorräthe zur Auszahlung der fälligen Dividendencoupons brauchen. Die großen Plafirmen sind außergewöhnlich stark in Vencoupons, speciell in Staatsbahn engagirt, so dass sie, während sie sonst eher als Geldgeber fungieren, jetzt ihre Mittel ziemlich festgelegt haben. Natürlicher sind unzählige schwächere Mitläufer vorhanden und die müssen wieder sehr hohe Zinsen zahlen, weniger allerdings in den Ultimo-Effecten, wie Credit- und Staatsbahn-Actien, auf welche man bei den Banken stets Geld entleihen kann, sondern für die arrangementweise zu versorgenden Industrieactien, welche die Banken von der Belegung auszuschließen pflegen, wie Alpine, Nima-Munraner u. a. Bis zu 18% Repori bedingen diese Effecten. Unbegreiflich ist es, dass diese Papiere, für die man nun schon so viele Monate solche Wucherzinsen bezahlen muss, sich unverändert in ihren Hochcoursen behaupten können. Etwas anderes ist es bei den Vahnaactien, denn da meint eben jeder, es sei nur „un mauvais moment à passer“, dann werde der Staat sich beeilen und der Speculation die Actien abnehmen.

Es mehren sich die Anzeichen eines beginnenden Kampfes gegen die Börse. Die letzte Panik und vielleicht mehr noch die neuerliche überfüllte Panik in „Verstaatlichungsbahnen“ deuten auf Sturm. Herr v. Plener hat in seiner gestrigen Rede gegen die Börse und insbesondere gegen die Börsencomptoirs einige Theaterstücke geschleudert. Wir dürfen sie so nennen, da der Minister selbst sie als unwirksam erklärt hat und weil wir im Gegensatz zu Herrn v. Plener der Ansicht sind, dass heute schon im Nachtbereiche des Finanzministers wirksame Präventiv- und Repressivmaßregeln gegen die Ueber-speculation lägen, wenn man nur sich ihrer bedienen wollte. Wir meinen darunter in erster Linie den nöthigen Einfluss auf den die Verstaatlichung um jeden Preis anstrebenden Ministercollegen Grafen Burnbrand. Der Erlaß gegen die Winkelsbörsen, d. h. gegen den Nachmittagsprivatverkehr, ist zu jenen Maßregeln kaum zu zählen, obgleich er wenigstens gut gemeint war. Die andere Verfügung, dass der Börsenaal fünf Minuten nach 1/3 Uhr, dem Schluss der Börse, zu sperren sei, streift an das Väterliche und trägt den Stempel der Undurchführbarkeit so deutlich zur Schau, dass sie auch nicht einen Tag befolgt wurde. Dagegen wären Maßnahmen gegen die Börsencomptoirs sehr wohl durchführbar und die bloße Verfügung, dass jede reclamirte Anpreisung von Börsespekulationen, sei es in eigenen Zeitungen und offenen Berichten, sei es in der Tagespresse, verboten sind, würde schon viel gute Folgen haben. Es handelt sich dabei gar nicht um die in unserer heutigen Gesellschaftsordnung notwendigen Functionen der Börse, sondern nur um unrelle Answüchse. Und wenn die Gewerbeordnung das Einschreiten gegen diese Börsencomptoirs hindert, so ist eben die Gewerbeordnung entsprechend zu ändern. Giebt's denn für Herrn v. Plener und seine Partei keine andere Betätigung ihrer liberalen Principien als die Duldung dieser Spielhöllen?

Somit ist Herr v. Plener leichter dabei, neue Gesetze zu schaffen, selbst wenn sie mit den alten guten Principien seiner Partei im Widerspruch stehen. Wir meinen die vorläufige Anklage einer „Postparcassa-Novelle“. Der erste Grundlag für die Postparcassa muss die möglichste Sicherheit ihrer Anlagen und Liquidität ihrer Mittel sein. Das war der Grundlag, nach welchem sie gegülndet worden ist und der bis vor kurzem gegülndet hat. Aber der von Frankreich ausgehende Zug der Sorglosigkeit und Unsolidität in staatsfinanzziellen

Anglegenheiten ist leider auch zu ... drungen. Es denkt heute niemand an die Möglichkeit einer Krise, eines run. In Frankreich leidet die Postparcassa heute dem Staate viele Millionen durch Vermittelung der Caisse de Consignations et de Dépôts, obwohl schon der bisherige Zustand die Aufkapelung mehrerer Milliarden Rente unter der Verwaltung einer Staatsanstalt für einen Krisenmoment gefährlich genug ist. Aber in Paris ist man wenigstens consequent und bleibt sich bewußt, dass die Sparcassen im Augenblicke eines run die Zahlungen suspendieren, respective ihre Rentencoupons in die Bank tragen würden. In Paris sind auch die colossalen Goldvorräthe der Bank eine Nothreserve, die bei uns fehlt. Es ist daher die neuerliche Immobilität eines bedeutenden Theiles der Postparcassengelder, um der Regierung die Mittel zur Verstaatlichung des Telephons zu verschaffen, nicht zu rechtfertigen, — abgesehen davon, dass man die Mittel ebenso leicht anders erlangen konnte. Geradezu komisch ist die Erklärung, dass die fünf Staatsanleiheverschreibungen à 1 Million nicht in Umlauf kommen würden. Eben weil sie nicht in Umlauf gelangen können, deshalb sind sie als Anlage für die Postparcassa zu verwerfen. Und die Anklage des Herrn Finanzministers, dass er, da die Berechtigung der Postparcassa zu einer solchen Transaction mit dem Staate bestritten werde, ein Gesetz vorzulegen gedanke, welches diese Bedenten zerstreuen solle, heißt wahrlich den Teufel durch Beelzebub austreiben! Die Postparcassa hätte nie galizische Bodencredit-Pfandbriefe kaufen sollen, nie dem Staate Darlehen gewähren sollen, und wenn uns die Fortsetzung solcher Darlehen in Aussicht gestellt wird, so kann man gar nicht energisch genug gegen ein solches Eindringen unsolider Grundzüge in die Verwaltung der Sparpennige der kleinen Leute protestieren.

Kunst und Leben.

Die Premidren der Woche. Paris. Comédie Francaise, „L'ami des femmes“ von Alexandre Dumas Fils. Comédie Parisienne, „le petit Lord“ von Jacques Lemaire und Schurmann. Berlin. Neues Theater, Reprise von „Ferréol“ von Carbou. Adolf Ernst Theater, „Madame Suzette“ von Ordonneau und Andran. Deutsches Theater, „Pastor Brose“ von Adolf P'Arronge. Berliner Theater, „Der Herr Senator“ von Schönbahn und Kadelburg. Schillertheater, „Die Karolinger“ von Ernst von Wildenbruch. Brüssel. Parc, Gastspiel der Duse, „La Dame aux camelias“. Galeries, „l'Hotel du libre Echange“.

Die Sandrock hat die Kraft, die Heibel an Ludwig Poewe rühmte: „gleichsam dem rothen Hahn auf's Dach zu setzen“. Wenn sie auf die Bühne kommt, bricht immer gleich das Feuer der Tragödie aus und in jeder Geste, jedem Schritte lobert das Schicksal. Ihre Adelheid, und sie gestern das erste Mal gab, ist nicht eine böse Frau: sie ist das Böse der Frau. Alle Teufel des Weibes sind da los, die kleinen schelmischen, die locken, und die großen tödtlichen. Man möchte wohl ihr: Lady Macbeth sehen. — Fräulein Kleibtreu ist ganz anders. Die Flamme der Sandrock fehlt ihr. Aber sie hat den reinsten Kunstverstand und das edelste Kunstgefühl, hat Würde, Geschmac und Maß und so ist sie die beste Elisabeth von heute, so ist sie jetzt auch eine bedeutende, in Sprache und Haltung ungemeine Helena geworden.

Als Dorle debütierte neulich im Kaimundtheater Fräulein Paula Birth. Sie ist sehr schön, aber man merkt, dass sie es weiß. Sie hat sehr schöne Augen, aber man merkt, dass sie es weiß. Sie bewegt sich sehr schön, aber man merkt, dass sie es weiß. Dieses Wissentliche und Gefissentliche, ja Oskentative ihrer Schönheit, das in jedem Worte, jedem Blicke, jeder Geste ist, lässt keine reine Freude zu. Die schauspielerische Unschuld, die noch alle wie im Traume und nachtwandlerisch thut, scheint ihr zu fehlen. So kann sie wohl dem Verstande gefallen, aber das Gemüth vermag sie nichts. Andere Rollen werden zerfallen, ob das in ihrer Natur, etwa wie bei Fräulein Hausner, oder nur eine Berliner Verbordbenheit ist, die die gute Lust der Wiener Schule schon heilen wird.

Im Hofoperntheater gab man zum erstenmal „Das Geheimnis“, komische Oper von Friedrich Smetana. Es ist leider eine Erscheinung in unserem Kunstleben, dass wir stets zwischen dem Juwenig und Zuviel hin- und herschwanken. Einerseits eine übertriebene Furcht vor Neuem, begründet in der Unsicherheit des Kunsturtheils, dann wieder die übermäßige Anonyntung eines Namens, sobald er einmal vortheilhaft bekannt geworden ist: die Kunstübung nähert sich dann dem Gebiet der Induprie. Seit der Aufführung der Oper „Die verkaufte Braut“ im Ausstellungstheater 1892 begegnet man allüberall dem Namen Smetana. Kammermusik, symphonische und Bühnenwerke werden der Reihe nach in der Hoffnung auf die Zugkraft des Namens herausgebracht. In der Oper nun kann man getrost sagen, dass mit der Kenntnis der ebengenannten Meisteroper und allensfalls noch des „Ruffes“ die dramatische Persönlichkeit Smetanas erschöpfend zu fassen ist. „Dallbor“ geht in den veralteten Bahnen der historischen Oper. „Das Geheimnis“ ist in der Erfindung schwächer, als die vorerwähnten komischen Opern und voll von Erinnerungen an diese. Die Dichtung von Elisabeth Krasonhoroka mischt eine größere Anzahl von Motiven, wie Romeo und Julie auf dem Dorfe, den Doppelsinn des Wortes „Schay“ (vergl. Barbier von Bagdad), die alte, wiedererwachte Liebe (s. den „Lust“), das unter dem Siegel der Verschwiegenheit ausgesprochene Geheimnis u. a. m. mit einigen Episodenfiguren zu einem bunten, weder einheitlichen, noch besonderes Interesse erweckenden Ganzen. Die Musik ist auch hier für